

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 21

Artikel: Dem Menschentum vertrauen wir
Autor: Wille, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß es indische Gurkhas zu den französischen Turcos gefällt und desgl. sonst die farbigen Kolonial-Völker in den Kampf zieht, um die Rettung der Kultur vor uns barbarischen Deutschen so deutlich und so bunt wie möglich zu veranschaulichen und um die Bartheit seines Gewissens, die kein Unrecht leidet, aufzunzweideutigste zu demonstrieren. Möchte das stolze Albion doch Rosen, Japaner, Indianer und Neger zu seinen Kriegskameraden machen, nur lasse es die Maske von seinem Antlitz fallen, als ob es die hohe Völkermoral schützen wolle. Die englische Gentleman-Miene über der skrupellos barbarischen Bundesgenossenschaft gibt ein widerwärtig heuchlerisches Bild, das allerdings zu manchen Künsten der Vergangenheit paßt, insfern z. B. daß somme England-Bibeln in der Welt verbreitete und auch etwa dem widerstrebenden China den giftigen Opiumhandel aufzwang, da die Schäze dieser Welt dem Kur-Geschäftsmann über alles gehn. England verbreitet das Schlagwort, daß keine deutsche Vorherrschaft in Europa gelitten werden dürfe; darunter soll sich sein eigener schon bestehender Anspruch auf englische Vorherrschaft im Welthandel, im englischen Welt-Imperium durch Flotte, Kolonialreich etc. fein säuberlich verstecken. Wenn alles seine ruhige Weiter-Entwicklung genommen hätte, dann wäre im frieblichen Wettkampf der Arbeit Deutschland an Englands Seite getreten, hätte es möglicherweise auch hier und da überflügelt. Damit aber der eventuelle friedliche Sieg Deutschlands über England absolut verhindert würde, darum hat England den blutigen Weltkrieg gebracht, der Deutschland vielleicht ganz zerschmettern, jedenfalls in seinem Handel vernichtend lämmen sollte. Denn England, über den Meeren thronend, dünkte sich ja so sicher, so unangreifbar, mochten schlimmstenfalls auch Frankreich und Russland den deutschen Heeren unterliegen. Nach der Erschöpfung der Kontinentalsvölker gedachte wohl die schlaue Insel-Nation mit ihrer unangetasteten Macht das Fett von allem abzuschöpfen und den ganzen Konkurrengewinn des Weltkriegs-Geschäfts einzuheimsen. Es hat ja seine Rechnung mir darauf gestellt, wer „die letzte Milliarde“ in der Hand halten werde. Aber wenn Deutschlands gutes Recht, im Frieden seinen Kultur-Beitrag an Arbeit, Industrie etc. so fruchtbringend wie möglich zu leisten, durch Waffengewalt vernichtet werden sollte, dann wird es sein Recht eben im aufgezwungenen blutigen Kriege durchsezen und auch hier, im Kampfe gegen England, einen anmaßenden Despotismus, ein imperialistisches Dsch zerbrechen, das unter geschäftsmännischer Verkuppung seine Diktatur-Politik ausübt. Und zum Zeichen dessen, daß auch hier ein Kampf um Freiheit und gleiches Recht für alle gefämpft wird, ersteht als erhoffte Frucht des deutschen Sieges abermals ein befreites Volk, ein selbständiges Indien, sowie ja ähnlich auch die großen Nordamerikanischen Freistaaten ihren Eigentweg und Aufschwung erst durch Loslösung von dem lieben englischen Mutterland gefunden haben.

Ein Riesen-Ödem voll Völker-Befreiungskraft wehe aus dem deutschen Siege über die Erde! Und wenn nach der Befürchtung der Gegner eine äußerliche deutsche Vorherrschaft — statt der bisherigen englischen — kommen sollte, so haben jene selber, speziell die Engländer, dieselbe gewaltsam emporgetrieben, indem sie Deutschlands friedlich-arbeitsamen Emporstieg bedrohten und im Kriege vernichten wollten. Wo die Machtinstinkte so gewaltig geweckt und zum Ausbruch gekommen, wie in diesem ungeheuren Weltkriege, da schlafen sie natürlich zum Friedensschluß nicht sofort ein, ob man das wünschte oder nicht. Über wenn solch ein Zeitalter äußerer deutscher Vorherrschaft käme, so wird Deutschland darin nicht vergessen, daß eine dauernde, innerlich begründete Vormacht eben

nur auf dem steten Siege deutscher Arbeit, deutscher Kultur, deutschen Menschheitsgeistes beruhen kann, daß der Sieg im Friedlichen Völker-Wettstreit der dauernden entschieden ist. Denn auch Deutschland wird aus diesem Kriege u. Siege für sich gar vieles lernen. Der bloße deutsche Militarismus hätte es wohl leicht mit Frankreich allein oder mit Russland allein aufnehmen können. Aber den Sieg in diesem ungeheuren Kriege, gegen sieben Seiten, darunter zwei Riesenreiche, diesen Sieg kann nur das ganze deutsche Volk, die ganze geeilte Nation, das Vaterland von zehn Millionen todesmutiger Soldaten und die Opferbereitschaft der andern 50 Millionen der Zivilbevölkerung garantieren und herrlich herbei führen. Das wird nie vergessen werden können, und das wird auch in Deutschland innerem Leben segensreich für die Zukunft nachwirken. Dafür steht die Kulturreife des deutschen Volkes ein.

Dem Menschentum vertrauen wir.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen.)*)

Um das gegenseitige Vertrauen der Völker wahrhaft zu begründen, ist es nötig, daß sie dem besseren Seidt in der Menschenkunst glauben, dem menschentümlichen Idealismus, der uns alle in der Tiefe unseres Wesens eint. Sittliches Vertrauen meint der Apostel Paulus, wenn er das Herz der Menschheit vom „Pisterein“ erwartet; Luther übersetzt dies griechische Wort mit „Glauben“, gemeint ist aber nicht das Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, sondern jene vertrauensvolle Hingabe an das Ideal, die das Wesen aller guten Religion ausmacht. Wer dem Ideal vertraut, glaubt, daß es unverlierbare Werte hervorbringt, daß die Weltgeschichte einen ewigen Sinn enthält und forschreitend verwirklicht. Will eine Weltanschauung nicht bloß ein System von öden Begriffen sein, sondern den ganzen Menschen, also auch Gemüt und Charakter befriedigen, so bildet sie gewissermaßen den Untergrund und den Rahmen für das religiöse Vertrauen, daß die Welt kein unverhinderliches Chaos ist, sondern kraft ihres Geistes und Idealismus den Beruf hat, immer sinnvoller, immer vernünftiger und besser, immer harmonischer und glücklicher zu werden.

In dem Notstande, der die Gegenwart heimsucht, bedeutet es die traurigste Verarmung, nicht mehr zu vertrauen, daß unser Leben etwas Sinnvolles ist, und daß aus all den Kämpfen, die der Egoismus anstiftet, früher oder später ein höheres Menschentum hervorgehen wird. Am höheren Menschentum kann nur verzweifeln, wer an seinem besseren Selbst verzweifelt, wer den Idealismus für eine törichte Einbildung hält. O du tief beklagenswerter Habenichts! Indem du dich selbst aufgibst, hast du nichts, rein garnichts, daran du dich halten und aufrichten könntest. Auch keinen überweltlichen „Gott“, kein Vertrauen zu ihm. Denn was wäre solch ein „Gott“, wenn er es nicht fertig brächte, die Menschheit zu veredeln, gemäß seinem Schöpferplan und gemäß der Ankündigung eines „Reiches Gottes“, das „zu uns kommen“, das „wie im Himmel also auch auf Erden“ verwirklicht werden soll. „Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß des Menschen Sohn (richtiger übersetzt: das Menschenkind, die Menschheit) emporgehoben werden — auf daß jeder, der ihm vertraut, das ewige Leben habe“ (Anteil am Welten Sinn).

*) Dieser Aufsatz ist das Schlußstück der „Feldpredigt für Daheimgebliebene“, die vollständig als Broschüre vorliegt, unter dem Haupttitel „Krieg, Vaterland und Menschenwürde“. Preis 15 Pf. Näheres sagt das Inserat. Unseren Freunden, besonders den Vereinen wird hier Stoff geboten, um zu zeigen, wie wir uns mit der Zeit auseinandersezzen.

Um einen ewigen Sinn des Ganzen zu glauben, fällt allerdings heutzutage, im wildesten Chaos der einander zerfleischenden Völker, manchem schwer. Dergegenüber wäre zu bedenken, daß jedes Ideal, so auch der Sinn des Weltalls, nur für die Schau der Ewigkeit erfüllt ist, der Zeitlichkeit indessen mangelhaft erscheint, als eine bloße Annäherung ans Vollkommene. Weil aber für den Idealismus des Menschen die Ewigkeitsschau eigentlich ja wesentlich ist, so überfliegt er die Jahrtausende mit ihren Unvollkommenheiten, als wären's Minuten, und bringt ein Zusammenschauen der Zeiträume fertig, so daß aus den Bruchstücken der Entwicklung, die nur in ihrer Vereinzelung wüst erscheinen und voller Unsinn, sich ein sinnvolles Ganzes aufbaut, ähnlich wie in der herrlichsten Musik Dissonanzen vorkommen, ja unerlässlich sind.

Das Beispiel der Dissonanz gibt noch einen bedeutsamen Fingerzeig: Dissonanzen sind bloß dann etwas Quälendes für unser Ohr, wenn ihnen die gebührende musikalische Weiterführung fehlt. Der Musikmeister versteht sich darauf, sie „aufzulösen“: die Spannung unverträglicher Elemente, die peinlich in ihnen zittert, findet einen Ausgleich in dem neuen Zusammenklingen, das erlösend wirkt wie ein Friedensschluß. Einem Musikstück gleicht die Geschichte der Menschheit und des Weltalls insofern, als Streit und Not darin wie Dissonanzen sind, die ihre Auflösung durchsetzen. Not ist die Mutter der Erfindungen: Kälte und Finsternis mußten die Horden der Eiszeit erleiden, um zu erkennen, wie man das Feuer beliebig entzündet; Hungersnot bildete die Viehzucht und den Ackerbau heran; und so enthält alles Entbehrten den Trieb zur Überwindung des Mängels. Ein Dürsten nach Klarheit treibt den Forscher, seine Probleme zu lösen, der Zweifel sporn den ringenden Geist an, den quälenden Zustand der Ungewissheit zu beseitigen. Eine sittliche Not, die wir Schuldbewußtsein, Gewissensqual nennen, ist für strebsame Charaktere ein Antrieb zur Besserung. Unzufriedenheit hat sich in der Geschichte der Völker als Hebel der Kultur erwiesen, durch Leiden wird oft der Egoismus gestählt, das Mitgefühl ausgebildet, die Liebe verfeinert. Sogar das Verbrechen erweist sich, obwohl verabscheuenswert, insofern als Fortschrittsmoment, als es dem sozialen Arzte zeigt, wo etwas morsch und faul im Gesellschaftskörper ist, und wie man das Uebel verhüten. Solche Betrachtungen enthüllen die trostreiche Wahrheit, daß das Uebel im Weltgeschehen, weit entfernt, den Sinn des Ganzen zu vereiteln, ihn vielmehr befördert — wie Mephistopheles, von dem „der Herr“ sagt, er müsse „als Teufel“ dennoch „schaffen“. Alles Leid und Uebel bedeutet keimende Tüchtigkeit und Freude, das Böse ist das unreife Gute.

„Der Not ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen:
Der holde Reiz der Menschlichkeit.“

In der Geschichte stellt sich das „Göttliche“ als etwas Werdendes dar, vor allem als eine Sehnsucht nach dem Bessern. Deshalb nannten weise Jüder das Höchste Wesen „Brahman“, das heißt: Andacht, Idealismus. Ähnlich lautet die Weisheit eines dörflichen Philosophen, den der Dichter Anzengruber schildert; dieser arme Steinklopfer glaubt nicht an den gewöhnlichen Herrgott; wohl fasst er die Hände, doch sein Gebet hat immer nur die eigentümliche Formel: „Dass er sein möcht!“ Seine Religion ist also die Sehnsucht, es möchte so etwas geben, wie es der Glaube im Bilde eines sittlichen Weltenlenkers meint — und es möchte aus unserm Schmachten nach Güte und Wahrheit eine sinnvolle Ordnung des Ganzen erwachsen. Sein Gott ist der Aufwärtstrieb im Lebendigen.

Was bedeutet gegen dies wahrhafte „höchste Wesen“ jener Schlachtengott, den man zwar nicht mehr „Mars“, „Tiu“ oder „Wotan“ nennt, aber noch immer mit dem Nationalegoismus der alten Zeit, einer rückständigen Kulturstufe, verehrt. Derselbe Schlachtengott, dem die Franzosen dankten, weil er sie nach Mülhausen hinein gelassen habe, hat hernach Mülhausen wieder den Deutschen zurückgegeben. Soll denn nun dieser blutige Mars, den jede Kriegspartei für sich allein in Anspruch nehmen möchte, zu dem der englische Krämer betet und der russische Großfürst, auf daß er seine Waffen segne, nur ja nicht die des Gegners, — soll dieser Sankt Florian der Beschränktheit etwa auch für uns gelten? Nein, wir haben nichts zu tun mit einem Götzen des Egoismus, von dem man die Erfüllung eigensüchtiger Wünsche erheischt. Hichte nannte diesen Götzen den schlimmen „Fürsten dieser Welt“. Hinausstreben wollen wir über die Organisation und Beschönigung des nationalen Egoismus: Nebrigens muß heutzutage auch dem einfachen Gemüte, ohne besondere Philosophie, klar werden, daß eine Macht, die sich durch Gebete von Menschen bestimmten ließe, Armeen hinzuschlagen, ungezählte Kornspeicher und Viehställe, Dörfer und Städte niederzubrennen, den Namen „höchstes Wesen“ nicht verdienen würde.

„Ich kenne keine Parteien mehr“ — dies Wort, vielleicht das Beste, daß unser Kaiser je gesprochen, kann auch im Hader der Nationen als Leittern wirken. Es gilt nicht bloß von Parteien im gewöhrlichen Sinne des Wortes. Auch wer auf religiösem Gebiete gesund empfindet, wird wünschen, daß die religiöse Partei, die Konfession, in einer umfassenden Religiosität aufgehe, wie sie Lessing in seiner Fabel von den drei Ringen meint, und Schiller in dem berühmten Bekenntnis: „Welche Religion ich kenne? Keine von allen, die du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion!“ In dieser Richtung streben wir Freireligiösen, Freidenker und Monisten. Wir hüten uns vor dem verhängnisvollen Verfahren des alten Priestertums, die Religion herrisch auf „unfehlbare“ Glaubenssätze festzulegen. „Lasset die Toten ihre Toten begraben!“ sprechen wir mit Bezug auf Dogmen und Be-
remonien überlebter Zeiten und sind Jünger Lebendiger Religiosität, ungebundene Sucher des Wahren, Schönen und Guten, nur auf das vertrauend, was sich dem Prüfenden mit der Kraft der Überzeugung ausweist. Dem Einwande, die Selbstbestimmung des Einzelnen müsse das Gemeindeleben zerstören, begegnen wir durch Hinweis auf die einendende Macht der Vernunft. Hat sich etwa die Mathematik zerstört, weil sie nur auf logische Gründe baut? Kein Dom, kein Dogma steht so fest wie echte Erkenntnis. Und wenn es auch richtig ist, daß man in der religiösen Weltanschauung nicht stets mit mathematischer Gewissheit erkennt, so bedeutet doch jede klare Einsicht eine Annaherung an solche Gewissheit. Dem Wahrheit-Sucher, der nicht an eine von außen mitgeteilte „göttliche Offenbarung“ glauben kann, bleibt ja nichts übrig, als seiner Vernunft und seinem freipersönlichen Idealismus zu folgen. Hingegen kennt die konfessionell erstarnte Glaubensreligion kaum andre Mittel, sich zu behaupten und auszubreiten, als die Praktiken der Autorität: Angeblich von Gott eingesetzt, beansprucht sie höchste Anerkennung; die Volksmasse schüchtert sie mit Hölle und Himmel ein; Kinder gewöhnt sie an unsägliche Glaubensformeln mit einem Drill, der etwas von Militarismus hat; gegen Andersdenkende stiftet sie Verachtung, Eifersucht, Unzulässigkeit, ein Seitenstück zum nationalen Chauvinismus; und ihre Art, neue Anhänger zu gewinnen, kommt der Feierlichkeiten der Eroberung nahe — wie denn von eifernden Priestern die schrecklichsten Kriege entflammt worden sind. Diese Praktiken werden noch unterstützt, indem die

Konfessionen Staatshilfe für sich in Anspruch nehmen, Privilegien, Geldmittel, als Steuern aufgebracht, Lehrstühle der Universität, Subventionen für Kirchen und Geistliche, Gesetze, besonders Unterrichts-Verordnungen, welche den „Unglauben“ bekämpfen. Dass der Klerikalismus verdummende, verrohende Wirkungen hat, beweist Belgien in diesem Kriege. Wiederholt sind hier Zivilisten unmittelbar aus der Kirche, wo sie gebetet hatten, mit ihren daselbst versteckten Gewehren über die deutschen Truppen hergefallen, und das kam besonders in Gegenden vor, wo der Pfaffe herrschte. Zur Entschuldigung des belgischen Volkes lässt sich geltend machen, dass es, ähnlich wie das russische, außerordentlich viel Analphabeten enthält, — auch eine Frucht der Pfaffenherrschaft! Ein Segen für alle Völker wäre es, wenn sie vom Drucke des gekennzeichneten Systems frei würden. Möchten dann im religiösen Unterrichte der Jugend, der wie das ganze religiöse Leben, unabhangig vom Staat sein soll, die Erkenntnisse der Natur- und Gesellschaftskunde, Einsichten, Vorbilder und Sittenregeln des Humanismus maßgebend sein. Die freireligiösen Veranstaltungen gehen überhaupt auf friedliche Verständigung aller Menschen, aller Stände und Nationen aus. Keine Konfessionen mehr, nur rechte Menschen! Möchte das edle Wollen, das in der jetzigen Einmütigkeit des deutschen Volkes auftritt, aufräumen mit all jener egoistisch beschränkten Parteilichkeit, die im Andersdenkenden ohne Weiteres einen Dummkopf oder Lumpen sieht.

Auch wahre Vaterlandsliebe überwindet die Parteilichkeit. Nach den Zuckungen des Egoismus wird sie zu einem Einvernehmen der Völker führen und schon jetzt, unter dem Donner der Geißel, möchte der fünfzige Völkerfriede Wurzeln in unsere Herzen senken. Wir sollten uns dazu anhalten, selbst den Nationen, mit denen wir kämpfen, das Recht ihrer Vaterlandsliebe und einer gesunden, maßvollen Nationalpolitik einzuräumen. Ungerecht ist es eigentlich schon, wenn man in Deutschland zetert: Die Engländer, die Franzosen, die Russen seien unsere Feinde — während dies doch nur gewisse Engländer, Franzosen, Russen sind, einzelne ihrer Parteien und eine Sorte von Kriegsführenden. Das Sündenregister, das die Hand der Wahrheit verzeichnet, wird einer jeden beteiligten Nation ein gewisses, wenn auch ungleiches Maß von Schuld zuschreiben und gewiss auch ein gewisses Maß von Verdienst, ein eigenartiges Mitwirken am Adel des allgemeinen Menschentums.

Wie sich das Sonnenlicht zerlegt in das Gelb, Rot, Violett, Blau, Grün des Regenbogens, so tritt das Menschentum in einer Vielheit von Rassen, Nationen, Sprachen und Staaten auf. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“, sagt Goethes Faust. Und wie nach biblischer Sage am Ende der verheerenden Sintflut der Regenbogen einen ewigen Bund und Frieden anzeigen, so mag auch der bunte Völker-Regenbogen gedeutet werden. Vielleicht ist es deutscher Beruf, im Sinne solcher Einigung der Völker entscheidend zu wirken. Unser Schiller hat prophezeit: „Jedes Volk hat den Tag seiner Geschichte. Über der Tag des deutschen Volkes soll die Ernte sein der ganzen Zeit“. Auf nichts Geringeres als auf die Ernte der ganzen Welt sollte schließlich dieser blutige Weltkrieg hinzielen. Unsere Staatenkenker, unsere Krieger und wir Daheimgebliebenen haben zu beherzigen, dass den Völkern, die jetzt einander morden, schließlich nichts übrig bleibt, als im Frieden zusammenzuarbeiten. Heutzutage sind sie alle auf einander angewiesen, und kein Kulturvolk kann auf dem Isolierschemel sitzen bleiben. Die Gedanken und Erfindungen, die Künste und Wissenschaften, Verkehr, Handel, Industrie sind international. Die höchsten sittlichen Wahrheiten sind es, und da sie trotz alledem die Ziele

bleiben, nach denen sich die Kultur, will sie nicht im Kampfe aller gegen alle zu Grunde gehen, immer aufs neue richten muss, so werden auch die Rechtsnormen und Verträge der Völker immer mehr auf internationale Einigung ausgehen. Solche Aussicht erhebt unser niedergedrücktes Vertrauen. Wir befinden uns auf die Tugenden, die wir früher, im Frieden, bewunderten am französischen, englischen, russischen Volke, auf ihre vielfach bedeutenden Leistungen, die sie der internationalen Welt beschert haben. Die Schöpfer solcher Werte dürfen ebensoviel wie wir Deutschen aus der allgemeinen Geltung verdrängt, auf keinen einzigen darf verzichtet werden — sie gehören alle zusammen.

In seinem Gedicht „Die Künstler“ fasst Schiller den deutschen Idealismus als die Macht internationaler, ja kosmischer Einigung und Erhöhung auf. Im heiligen Wettbewerb des Friedens sich zu entfalten und einander zu ergänzen, ist der Sinn des Völkerlebens, ihres Rings in Streit und Frieden, und macht die Würde der Menschheit aus.

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahret sie!“

Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben . . .

Der freisten Mutter freie Söhne,

Schwingt euch mit festem Angesicht

Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!

Um andre Kronen buhlet nicht! . . .

Beherzigen wir, dass einer unserer bedeutendsten Helden, Friedrich der Große, nach all seinen Siegen den blutigen Vorbeir verachtete und nur einen Ehrengel gestellt ließ, „Soldat des Friedens“ zu sein. Hatte dieser Freigeist auf dem Throne, der die Religionsdogmen ablehnte, nicht jenen wahren Glauben, der dem Siege des Menschen schenkt vertraut? Denselben Glauben feiert ein Gedicht Conrad Ferdinand Meiers. Unter dem bedeutsamen Titel „Alle“ schildert er ein heiliges Abendmahl in der Form der christlichen Symbolik. Der Heiland, der das Brot der Wahrheit und den Trank des Lebens spendet, ist der ideale Geist der Menschheit, und alle Völker nehmen Teil daran. Diese Dichtung ist eine Feldpredigt, die uns auf jenes friedliche Ackerfeld versezt, wo die Ernte des Menschentums gedeiht.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.

Sieh auf! Es war im Traume.